Der Seebestatter von Brooklyn

Thomas W. Schmidt

WESTFLÜGEL VERLAG

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek:
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über http://dnb.ddb.de abrufbar.

Impressum
© 2016 Westflügel Verlag, Essen
ISBN: 9783939408338
Text: Thomas W. Schmidt
Lektorat: Karsten-Thilo Raab
Layout: Ulrike Katrin Peters

Der Nachdruck, auch auszugsweise, sowie die Verbreitung durch Film, Funk, Fernsehen und Internet, durch fotomechanische Wiedergabe, Tonträger und Datenverarbeitungssysteme jeglicher Art ist ausdrücklich nur nach vorheriger schriftlicher Genehmigung durch den Westflügel Verlag gestattet.

Liebe Leserinnen und Leser,
wir freuen uns, Ihre Meinung zu diesem Buch zu erfahren.
Bitte senden Sie Ergänzungsvorschläge, Anregungen und Korrekturvorschläge an den

Westflügel Verlag, Gustav-Streich-Str. 62, 45133 Essen.

Weitere Informationen zum Verlagsprogramm finden Sie
im Internet unter:
www.westfluegel-verlag.de

Um manche Delikte zu begreifen, genügt es,
wenn man die Opfer kennt.

(Oscar Wilde)

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.....6

Kapitel I.....8
Schatten unter Wasser

Kapitel II.....39
Der "Backyard", Nord-Brooklyn

Kapitel III.....80
Polizeiaufgebot East River

Kapitel IV.....93
Der Anschlag

Kapitel V.....128
Der Obdachlose

Kapitel VI.....137
Endstation Backyard

Kapitel VII......164
Auktionshaus Copperfield,
Philadelphia

Vorwort

Ich bin Anthony Brown, wohnhaft im Staate New York, Stadtbezirk Brooklyn, fünfzig Jahre alt und ehemaliger „Detective-Specialist". Getrimmt wurde ich auf spezielle Aufgaben, und zwar im New York Police Department. Jenes gefahrvolle Dasein hatte ich mir selbst zuzuschreiben, denn ich bearbeitete brisante Fälle, in die ich mich der Karriere wegen lanciert hatte. Familiär hatte ich Pech, da sich meine Frau Nathalie von mir scheiden ließ. Sie meinte, Dienst und Privatleben hätten sich nie im Einklang befunden. Grund der Trennung war wohl auch, dass ich psychisch angeschlagen war. Nichts schadet einer Ehe mehr als ein solches Problem. Geblieben ist mir meine fünfundzwanzigjährige Tochter Denise, wohnhaft im Stadtbezirk Manhattan. Sie sah dies anders. Eheleute sollten sich seelisch und moralisch unter die Arme greifen. Dazu gehöre eben auch, sich mit den Problemen des Partners zu identifizieren. Wie wichtig, denn im Laufe der Zeit konnte ich die extremen Belastungen im Rahmen meines Jobs kaum noch verkraften. Gerade in dieser Zeit brauchte ich Halt. Um mich aber meiner Tochter zu offenbaren, war ich viel zu stolz.

Mein Arbeitstag hatte meist sechzehn Stunden, also gab es kaum eine Privatsphäre. Vielleicht hatte ich aber mein Scherflein dazu beigetragen, dass die Zahl der Verbrechen in den letzten Jahren reduziert werden konnte. New York City verschwand von der Liste der amerikanischen Städte mit höchster Kriminalitätsrate. Auch ich war Verfechter der Nulltoleranzstrategie. Es gab selbst bei kleinen Vergehen kein Wegschauen mit dem Hintergedanken der Prävention.

Nach dem ich meinen Job nach zwanzig Jahren Tätigkeit an den Nagel hing, wohlgemerkt freiwillig und in Ehren, fiel mir die Decke auf den Kopf. Dennoch war ich nicht mehr gewillt, in einem Drogendezernat zu agieren. Die Behörden sahen dies anders, begründet mit meiner langjährigen Erfahrung im Umgang mit Drogentätern. Trotzdem beschloss ich, mir einen ruhigen Job zum Beispiel als Ermittler in familiären Angelegenheiten an Land zu ziehen. Außerdem befand ich mich in einem brauchbaren Alter, was vor allem weibliche Mandanten bevorzugten. Laut Statistik glaubte mehr als die Hälfte derer, dass sie von ihren Männern betrogen würde. Warum sollte ich nicht als Privatdetektiv gedemütigten Ehefrauen zur Seite stehen und ihre Ehemänner der Untreue überführen? Insgeheim rechnete ich damit, auf diesem Wege eine neue Partnerin zu finden. Und als Abenteurer, der ich schon immer war, gaukelte ich mir die tollste Story vor.

Ich begann also, mich um die notwendigen Formalitäten zu kümmern. Nach längerem Hin und Her mit den Behörden bekam ich tatsächlich eine detektivische Lizenz für Rechts- und Privatangelegenheiten.

Da ich Repressalien entlassener Straftäter ausgesetzt war, ließ ich mir auch einen Vollbart wachsen. Schließlich wollte ich nicht erkannt werden. Was war es aber für eine Lebensqualität, wenn man sich auf diese Art schützen musste? „Ein Bart allein macht ´s nicht", sagte ich mir und zog in eine andere Wohnung, gelegen in der Manhattaner Fulton Street. Das ehemalige Wohndomizil Kent Avenue behielt ich vorerst. Hilfreich war wohl auch ein anderer Name am Türschild. Jedenfalls stand einer neuen Karriere nichts mehr im Wege, bis sich das Blatt wendete ...

Kapitel I
Schatten unter Wasser

Brooklyn, East-River, 26. Juli, 20 Uhr

Als passionierter Angler und Mitglied des Brooklyner Anglerverbandes hatte es mich schon immer aufs Wasser getrieben, so auch an jenem Abend. Mit von der Partie war mein Freund und Angelbruder Kevin Black. Ich selbst besaß eine Art Wanderkanadier mit Außenbordmotor. Black schlug vor, sich dem Fang der Blaufische zu widmen oder aber den Hechten. Die Luft war angenehm und der Geruch erinnerte mich an den Spätherbst. Ich schloss die Augen und lauschte dem Sound des Straßenverkehrs über uns auf der Brooklyn-Brücke.

„Möchtest du nicht endlich dein Angelutensil auspacken?", fragte Black. „Es scheint, als wolltest du nur träumen. Man sagt, die Blaubarsche würden heute gut beißen. Außerdem spielt meine Alte verrückt, wenn ich ohne Fisch antanze."

Black war schon sechzig und mit einem Hausdrachen liiert. Vielleicht war dies der Grund, weshalb er den größten Teil der Freizeit im Verband zubrachte.

Vor Jahren mietete er einen Laden für Antiquitäten und Gebrauchtwaren und im gleichen Grundstück eine Wohnung. Beides befand sich in der Atlantic Avenue, eine der belebtesten Geschäftsstraßen New Yorks. Hier tummelten sich Händler aus aller Herren Länder nebst Muslimen. Black war es geglückt, gerade in dieser Gegend einen bezahlbaren Laden an Land zu ziehen. Dies war wohl auch seiner Kontaktfreudigkeit und der guten Beziehung zuzuschreiben.

„Woher will man wissen, ob die Blaubarsche heute beißen?", fragte ich. Black schaute mich grinsend an. „Vielleicht fürchten sie sich auch nur vor deinem Vollbart."

Ihm zuliebe machte ich mein Angelzeug klar. Dem Verkehrsgewühl meiner Straße entflohen, wollte ich eigentlich nur meine Seele baumeln lassen. Wozu brauchte ich Fisch, zumal ich allein lebte? Nach reichlich einer Stunde war noch kein Biss zu verzeichnen. Also gaben wir es auf, den Barschen nachzustellen. „Ich versuche es mit dem Schleppangeln", sagte Black. „Vielleicht ist ´s mir vergönnt, heute noch einen Hecht aus dem Wasser zu ziehen." Black warf seinen Köder – nichts. Nach dem fünften Versuch tat sich etwas. Black spürte einen Widerstand und die Angelschnur war zum Zerreißen gespannt. „Hilf mir!", so Black. Ich tat es. „Musst einen Riesen am Haken haben", sagte ich. „Ob wir ihn ins Boot kriegen? Versuchen wir ´s gemeinsam!"

Zunächst galt es, unser Opfer wenigstens festzuhalten. Nach kaum einer Minute war sein Wiederstand gebrochen. „Verstehe ich nicht", so Black. „Ist untypisch für einen Hecht."

„Er will Kräfte sammeln - sei vorsichtig!"

Nach kaum einer Minute tauchte unter Wasser ein Schatten auf, der sich als längliches Tuchbündel entpuppte. Es schwebte an die Oberfläche und schillerte in Kelley-Grün. Da rechtsseitig ein Arm herausragte, handelte sich wohl um einen Leichnam. Black erhob sich und starrte entsetzt aufs Wasser. Womöglich hatte man eine Seebestattung vollzogen. „Der Mann lebt noch", schrie Black. „Ach was!", sagte ich. „Es ist eine optische Täuschung durch den Wellengang."

Ich zog den Toten ans Boot und legte das Gesicht frei. Es handelte sich um eine Frau Mitte fünfzig. Ihr Gesicht zierten schmale Nase, kleines Kinn und volle Lippen. Langes blondes Haar bewegte sich in den Wellen, als trotzten sie dem Tod. Der sonst so hartgesottene Black begann laut zu weinen. „Du kennst die Frau", sagte ich. Black bejahte. „Es ist Sophia Stone, meine Vermieterin. Sie wohnte in meiner Nähe. Nicht zu fassen! Wer hat ihr das angetan?"

„Womöglich ist sie von der Brücke gesprungen, um sich aus der Welt zu schaffen. Bis zum Wasserspiegel sind es immerhin 135 Fuß. Ich erinnere mich an die Toten am Fort Point, San Francisco. Ständig gab es Morde, aber als Suizide getarnt."

„Ich weiß davon - den gleichen Gedanken hatte ich auch. An einen Suizid glaube ich nicht. Miss Stone war eine selbstbewusste Persönlichkeit und als Händlerin mit allen Wassern gewaschen. Allerdings hatte man ihr zugute gehalten, dass sie auch illegale Zuwanderer von der Straße holte. Dadurch hat sie sich Ansehen verschafft. Warum sollte sie sich umgebracht haben? Ich bin sicher, jemand hat Hand angelegt. Was du vielleicht noch nicht weißt: Stone war eine Lesbe, die oft angefeindet wurde. Ihre Lebensgefährtin ist oder war Lisa Moore. Stone kam drei Mal pro Woche in meinen Laden und das seit einem halben Jahr. Ich hab mich als alter Knacker in sie vergafft, ohne mir aber Hoffnungen zu machen. Zudem bin ich verheiratet. Ist ´s verboten, sich zu verlieben? Wie du weißt, hab ich daheim nichts zu lachen. Jetzt liegt Sophia hier und ist so hilflos."

Black kniete sich wieder ins Boot, hielt seinen Kopf nach unten und schluchzte. Auch mir fiel es schwer, den gewaltsamen Tod einer solch schönen Frau zu verkraften.

Black schaute mich mit geröteten Augen an und sagte: „Was bin ich doch für ein Weichei."

„Bist du ganz und gar nicht - heul nur, es befreit! Was glaubst du was ich tat, als meine Angetraute die Kurve kratzte? Heute kann ich unbeschwert darüber reden. Meine Augen bleiben trocken, weil Zeit vergangen ist."

Black versuchte, die Leiche über die Bordwand zu hieven. „Das schaffen wir nicht mal zu zweit", sagte ich. Dann untersuchte ich die Tote – das Rückgrat war gebrochen. Plötzlich begann die Leiche wieder unterzugehen. Ich zog sie ans Boot, wand einen Strick um ihre Hüfte und band sie fest. Dabei entdeckte ich unter dem Leinen eine Rettungsweste. Ich verstand die Welt nicht. Während meiner Berufspraxis hatte ich vieles erlebt, doch an einen Mord, den man der Öffentlichkeit präsentieren wollte, konnte ich mich nicht erinnern.

„Wir müssen die Polizei verständigen", sagte ich. Black fragte, ob es ratsam sei, den Namen der Toten zu nennen. Ich bejahte aus Pflichtgefühl. „Nach dem Äußeren zu urteilen, könnte diese Lady aus gutem Hause stammen." Black Schwieg. Hatte ich eine Fehleinschätzung getroffen? „Wenn du dir nicht sicher bist", sagte ich, „halt mit Infos hinterm Berg! Somit bleiben dir unnötige Verhöre erspart. Da die Tote aus der Gegend ist, wird man sie schnell identifizieren."

Ich nahm mein Handy zur Hand, rief das Police Department an und verlangte den Diensthabenden. Es war wohl ein Zufall, dass sich mein früherer Boss und Mitstreiter Officer Collister meldete. „Es gibt eine Tote im East River. Ein Angelbruder und ich haben sie gefunden, eine halbe Seemeile vom River Café entfernt."

„Wir kommen mit dem Boot", so Collister. „Bleibt wo ihr seid!"

Es dauerte etwa zwanzig Minuten, bis Collister mit einem weiteren Beamten und einem Rechtsmediziner vor Ort war.

„Was verändert", fragte dieser. Collister antwortete gleich selbst: „Natürlich nicht, Mister Brown war ja mal Polizist!"

Collister stellte unsere Identität fest, bei mir wohl pro forma. Neben dem Führerschein zeigte Black auch den Mitgliedsausweis des Brooklyner Anglerverbandes. „Ich glaube Ihnen, dass Sie nicht schwarz angeln", sagte Collister spitz. Dann wurde die Leiche in das Polizeiboot gehievt und untersucht. Die Wirbelsäulenfraktur wurde mit Sicherheit durch einen Sturz von der „Brooklyn" hervorgerufen. „Ich gehe von Mord aus", so Collister. „Und mit der Rettungsweste wollte man erreichen, dass das Opfer an der Wasseroberfläche bleibt – man will es präsentieren. Umso mehr wird eine gerichtliche Obduktion notwendig, die ich sofort in Auftrag gebe. Eigenartige Montur, in der sich die Frau befindet. Freiwillig ist sie da nicht hineingestiegen. Bei der United States Navy werden nach wie vor an Land verstorbene Seeleute dem Meer übergeben. Dies gilt aber für Angehörige der Marine als ehrenvolle

Form der Bestattung. Dazu gehört noch ein militärisches Zeremoniell. Trifft vor allem für Leute zu, die an Bord eines Schiffes verstarben. Hier haben wir es mit einer Frau zu tun, die auf mich nun gar keinen seemännischen Eindruck macht."

„Woran siehst du das?", fragte ich. „An den Handflächen." Collister schaute zur Brücke. Die Täter könnten die Frau in der verkehrsschwachen Zeit von der Brücke gestürzt haben. Halten auf der Fahrbahn ist nur im Notfall, also im Zuge einer Panne gestattet. Man könnte sie vorgetäuscht haben."

Collister wandte sich wieder an Black, der seinen Blick senkte. „Und Sie haben keinen Schimmer, wer die Frau sein könnte?" Black verneinte. Collister drückte Black die Visitenkarte in die Hand. „Telefonieren Sie mit mir, falls Ihnen noch etwas einfällt! Wir werden herausfinden, was es mit dieser Art Bestattung auf sich hat."

Als Collister mit seinen Leuten abgedampft war, versuchte ich, Black auszuquetschen. „Du hast verschwiegen, dass du Stone kanntest. Dazu hab ich dich auch noch animiert. Jetzt sind wir unter uns: Weißt du Näheres über das Privatleben dieser Frau?" Black stemmte seine Hände in die Hüften und sah mich böse an: „Wenn ich nichts mehr sagen will, musst du dich damit abfinden!"

„Ich denke gar nicht dran, zumal ich das Department gerufen habe!"

Da Black noch immer schwieg, wurde ich wütend. „Erst trauerst du um Stone und dann bist du stumm wie ein Fisch. Wie soll man aus dir schlau werden?! Mir gegenüber könntest du offen sein. Womöglich hast du ein schlechtes Gewissen. Glaub man, Collister wird uns nicht mehr aus den Augen lassen! Er war der Meinung, du würdest die Tote kennen – er hat´s dir angesehen. Psychoanalytisch war er auf dem richtigen Weg."

Mein Veto hatte gesessen und Black lenkte ein. „Sophia Stone gehörten fünf Läden samt Grundstücke. Sie befinden sich in bester Lage."

„Das ist sicher nicht der Grund, weshalb du um sie trauerst."

„Ist es nicht. Ich sagte schon, ich hatte mich in sie vergafft. Über Einzelheiten betreffs ihrer Besitztümer bin ich jedenfalls nicht informiert. Einer der fünf Läden führt alles an Artikeln zum Kalifornischen Goldrausch 1848 – 1854. Das Gros besteht aus Goldmünzen, Nuggets und Gemälden. Stone hatte auch nie mit Werbekosten gespart. Die Werbung lief unter dem Slogan „Das Gold der Sierra Nevada". Zudem besaß Stone einen heißen Draht nach San Francisco. Sie hatte eine Marktlücke wiederentdeckt. Schon ihr Großvater handelte mit Dingen aus dem Goldrausch. Hinzu kamen Gemälde und Grafiken aus der Zeit. Bei Stone spielten natürlich auch europäische Waren eine Rolle. Charme, Geschick und nicht zuletzt Vermögen verhalfen ihr zu weiterem Kapital.

Schließlich war sie Universalerbin. Es ist ihr wohl nicht gut bekommen. Zudem muss man sich Neid erarbeiten." Und wieder bekam Black feuchte Augen. „Sophia hatte mir einen Laden mit erträglicher Miete abgelassen, ausgerechnet in der Atlantic Avenue. Wer hat schon dieses Glück!"

„Zu ihren Neidern hast du aber nicht gehört, oder?"

„Natürlich nicht! Sie hat mir sogar hochwertige Kommissionsware zur Verfügung gestellt, um meinen Laden attraktiver zu gestalten, ihn zum Kundenmagneten zu machen."

„Und diese Ware ist sauber?"

Black nahm mir diese Frage übel. „Willst du mich beleidigen? Lass uns den Tag beenden!"

Black war psychisch am Boden. Bombardierte ich ihn mit weiteren Fragen, würde er sich gänzlich vor mir abschotten.

Wir schipperten mit unserem Boot in Richtung River Café, in dessen Nähe sich überdachte Anlegeplätze befanden. Black war völlig abwesend. Er schaute aufs Wasser und sagte nichts. Wir gingen an Land und machten das Boot fest. Dann kutschierte ich Black in die Atlantic Avenue. Dies geschah auf Umwegen, um Zeit zu gewinnen. Ich hoffte, Black würde sich wieder fangen.

„Ich besuche dich morgen gegen zehn Uhr in deinem Laden", sagte ich. „Was meinst du?" Black akzeptierte und verließ meinen Wagen. Dann ging er im Sturmschritt zu seiner Behausung, ohne sich noch einmal umzusehen. Ich machte mir ernsthafte Sorgen um ihn. Andererseits war ich fest entschlossen, mich den Ermittlungen im Bereich des organisierten Verbrechens zu entsagen, andererseits plagte mich die Neugier.

Noch spät am Abend fuhr ich über die Brooklyn-Brücke. Trotz fortgeschrittener Zeit herrschte zähfließender Verkehr mit zeitweiligem Stillstand. Während einer solchen Phase sah ich mir die Konstruktion des Geländers an. Sie ließ es durchaus zu, einen Toten von hier aus in den River zu werfen.

27. Juli, zehn Uhr morgens

Black und ich trafen uns in der Regel einmal pro Woche, zumal ich schon immer ein Faible für Antiquitäten hatte. Heute bewegte mich etwas anderes: Wie war das Verhältnis zwischen Kevin Black und Sophia Stone? Bislang hatte es mich nie interessiert. Blacks Gefühlsaubruch am gestrigen Abend konnte ich freilich nachvollziehen.

Sein Laden in der Atlantic Avenue war noch verschlossen, aber von innen steckte der Schlüssel. Die afroamerikanische und korpulente Hilfskraft Kira Johnson schwang den

Besen. Als sie mich sah, schloss sie auf. „Morgen! Sie wünschen? Mister Black kommt heute nicht – ich soll ´ s den Kunden ausrichten."

„Komisch, ich bin mit ihm verabredet."

„Ich kann ´ s Ihnen nur so sagen. Er war schon gegen acht Uhr hier und dann ist er wieder verschwunden. Zuhause treffen Sie ihn wohl auch nicht an. Er hatte es eilig und war aufgeregt."

„Wohin er wollte, hat er nicht gesagt?"

„Nein, aber es geht mich auch nichts an – ich mache hier nur sauber. Und nachmittags soll ich die Stellung als Verkäuferin halten."

„Kennen Sie Sophia Stone?"

„Wer kennt sie nicht! Sie ist Herrscherin über fünf Läden hier in der Gegend, inklusive dieser Einrichtung. Es ist die Firma "Stone-Antik", An- und Verkauf. Hinter dieser schlichten Firmenbezeichnung verbirgt sich eine ganze Menge - müssten Sie wissen, wenn Sie von hier sind!"

„Wo finde ich Miss Stone?"

„Sie können Fragen stellen! Möglicherweise ist sie in ihrem Hauptladen - fragen Sie Black! Er geniest Narrenfreiheit bei unserer Chefin, weiß der Teufel warum. Zugegeben, auch ich profitiere davon. Momentan beseitige ich den Dreck der Laufkundschaft von gestern und anschließend stelle ich mich hinter den Tresen und versuche Blacks Ramsch an den Mann zu bringen. Zudem bin ich keine ausgebildete Verkäuferin. Das Grundwissen im Bereich antik habe ich mir im Laufe der Zeit mit Blacks Hilfe angeeignet. Blacky spielt seit Wochen nur eine Gastrolle. Und dann betreten Typen unseren laden, die zum Kotzen sind. Meist betteln sie nur, weil sie die Moneten für Koks oder Heroin brauchen. Manche von ihnen bedienen sich auf der Straße, indem sie betagte Passanten ausrauben. Einen der schon zum dritten Mal hier war, habe ich gestern hinauskomplimentiert. Ich habe ihm aber fünf Dollar aus meiner eigenen Tasche gezahlt, als Schutzgeld sozusagen. Befürchte, dass er sonst mit einer Gang auftaucht und den Laden demoliert. Ich bin sicher, er kommt wieder. Möglicherweise will er auch die Schließtechnik wegen eines Bruchs ausbaldowern. Und Sie? Wollen Sie etwas kaufen oder nur gucken?!"

„Um ehrlich zu sein, ich kam nur wegen Black. Kennen Sie den Bettler von dem Sie sprachen?"

„Nur vom Sehen. Die meisten dieser Leute sind Eintagsfliegen. Black könnte es Ihnen bestätigen. Wenn es mir heute an den Kragen geht, hab ich keine Hilfe."

Die Verbitterung Johnsons kam nicht von ungefähr. Zudem wunderte ich mich über ihre Infos. Kevin Black hatte nie etwas von ungebetenen Besuchern berichtet. „Also

sind Sie mit Kevin unzufrieden", sagte ich. „Werde mich hüten, über meinen Boss herzufallen! Obwohl die Umsätze zu wünschen übrig lassen, hat er mich stets fair behandelt. Ich meinte nur, dass er mich oft allein lässt."

„Machen Sie sich keine Sorgen – unser Gespräch hat nie stattgefunden!" Kira Johnson sah mich forschend an, dann lächelte sie. „Kaum zu glauben, da Sie mit Kevin befreundet sind."

„Nehmen Sie ´s für bare Münze!"

Miss Johnson verschloss die Ladentür und nahm mich mit ins Lager. Es befand sich Tür an Tür zum Verkaufsraum. „Ich vertraue Ihnen", sagte Johnson. „Schauen Sie sich ruhig um – diese Stahlbehälter hat die Firmenleitung hier deponieren lassen. Ich hab von Blacky die Anweisung bekommen, sie niemandem zu zeigen. Wie gern würde ich darin stöbern. Andererseits sind sie verschlossen. Nur ein Spezi kann sie öffnen." Auch mir juckte es in den Fingern. Die Deckel der Behälter waren verschraubt und zusätzlich mit Sicherheitsschlössern versehen. Um an den Inhalt zu gelangen, bedurfte es Zeit. „Ich sehe Ihnen Ihre Neugier an", so Johnson. „Ich könnte Sie jetzt allein lassen unter der Maßgabe, Sie würden einen der Kästen öffnen. Somit könnte auch ich meine Neugier stillen, ohne mir die Hände schmutzig zu machen."

„Ohne Werkzeug?" Plötzlich wurde Kira Johnson unruhig. „Hören Sie? Es klopft jemand an die Ladentür – wir müssen Schluss machen!"

Johnson verschloss das Lager und wir gingen zurück in den Verkaufsraum. An der Ladentür stand ein Mann um die dreißig und lugte ins Innere. Ich versteckte mich hinter einem Schrank, konnte den Fremden aber beobachten. Johnson öffnete. „Sie wünschen?" Der Mann ignorierte Johnson und bewegte sich ohne Worte in meine Richtung. „Hallo Mister!", rief Johnson. „So geht das nicht!"

„Was geht so nicht? Ich suche Black."

Der Mann war Ausländer, sprach aber fließend Englisch. Unter der Maßgabe, dass ich im Problemfall helfend einspringen würde, zog Johnson vom Leder: „Wenn mein Chef auch nicht anwesend ist, habe ich die Vollmacht, Sie an die frische Luft zu befördern."

„Wie soll das aussehen? Nebenbei: Sie haben stechende Augen und vertreiben die Kunden. Und warum soll ich Sie siezen, zumal Sie schwarz sind?" Johnson ging auf diese Diskriminierung nicht ein und forderte den Kunden zum Gehen auf. „Ich denke gar nicht daran!", antwortete dieser. „Black hat Ware für mich in Kommission. Ich will wissen, ob sie schon verkauft ist!"

„Um welche Ware handelt es sich?"

„Darüber will ich nicht sprechen."

Es schien, als würde sich der Fremde auskennen. Er bewegte sich in Richtung Lager. „Warten Sie, der Chef ist jeden Moment zurück!"

„Womöglich kommt er gar nicht mehr. Wundere mich sowieso, dass er Niggerinnen beschäftigt." Miss Johnson lief rot an und der Fremde setzte noch eins drauf: „Verpiss dich oder ich polier dir die Fresse!" Johnson machte trotz ihrer Fülle einen Satz, griff in ein Regal und hatte sogleich einen Kavallerie-Säbel in der Faust. Dann machte sie einen Ausfallschritt nach vorn und richtete die Spitze auf den Hals des Provokateurs:

„Sagen Sie, gehört der Säbel auch zu dieser Kommissionsware? Seine Klinge ist geschliffen." Der Fremde erblasste. Mit Mühe konnte ich mir das Lachen verkneifen. Allerdings war die Zeit gekommen, einzuschreiten. Ich befürchtete, Johnson würde jeden Moment zustechen. Das Weiß ihrer Augäpfel funkelte böse. Ich verließ mein Versteck und sagte: „Sie werden sich wohl oder übel bei dieser Lady entschuldigen müssen." Der Mann schaute mich ungläubig an.

„Miss Johnson hat gefragt, ob der Säbel ein Teil der von Ihnen erwähnten Kommissionsware ist. Und?"

Johnson hielt die Klingenspitze nach unten, was eigentlich dem En Garde entsprach oder besser der Aufforderung, sich dem Kampf zu stellen. „Wieso werde ich angegriffen?", so der Fremde. „Können Sie sich ausweisen?", fragte ich. „Wieso? Dafür gibt es keinen Grund!" Johnson richtet die Säbelklinge jetzt auf die Brust des Mannes. „Wenn auch Sie zu einer Waffe greifen, haben Sie das Nachsehen", warnte ich. „Sie können nichts gegen uns ausrichten. Ich bin Zeuge der bestätigt, dass Sie einen Raubüberfall planten. Mit meiner Anwesenheit haben Sie wohl nicht gerechnet?"

Der Mann beteuerte, dass er unbewaffnet sei. Dann gab er mir seinen Führerschein. Er war auf den Namen Adil Reza ausgestellt, wohnhaft in der Fulton Street. „Denken Sie daran", sagte ich, „Sie können sich von nun an keine Schnitzer leisten. Ihr Dokument ist doch echt, oder?"

„Warum sollte es gefälscht sein? Ich sag es noch mal: Ich wollte nur Auskunft über meine Ware – hab ein Recht darauf!"

Reza machte noch immer keine Anstalten, sich bei Johnson zu entschuldigen. Ich sah ihm an, dass er nach Vergeltung trachtete. Ich stellte ihn auf die Probe, indem ich Miss Johnson bat, sie möge die Ladentür verschließen. Sie schmiss den Säbel wütend zur Seite und bewegte sich zum Ausgang. Gleich darauf hatte Reza ein Kampfmesser der US-Navy in der Rechten. Ich verspürte keine Lust, mich in Pose zu stellen. Eigentlich war ich zur Messerabwehr im Bereich Karate trainiert. Ich konnte mich aber kaum erinnern, wann ich mich das letzte Mal wehren musste. Jedenfalls hatte ich noch genug Zeit, zu reagieren. Dem Hinterhalt Rezas angemessen, sollte dies nicht unblutig geschehen. Ich ergriff einen Stuhl der neben mir stand und stieß die Lehne gegen die Gurgel des Angreifers. Dieser stürzte röchelnd vorn über und schlug mit dem Gesicht